

Bezugs-Preis für die halbjährliche... für die halbjährliche...

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren... für die halbjährliche...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 16. Mai 1895.

Verleger Bureau: Berlin C, Grödenstraße 3.

Telegramme.

Berlin, 16. Mai. Dem Abgeordnetenhaus ging ein Antrag von Arenst, Karbow, Limburg, Strum, Bütz, die Staatsregierung aufzufordern, die Reichsregierung zu ersuchen, ungenügend und nachdrücklich geeignete Schritte zu einer internationalen Regelung der Währungsfrage...

Wien, 16. Mai. Soeben verläutet mit Bestimmtheit, daß Kaiser Franz Josef Salnoh's Demission angenommen habe.

Wien, 16. Mai. Der Ministerpräsident Baron von Banffy ist gestern Abend nach Wien abgereist.

Genä, 15. Mai. In Rom wurde Morgens 3 Uhr 8 Minuten ein heftiger Erdbeben erschüttert, welchem um 4 Uhr 5 Minuten, 6 Uhr 45 Minuten, sowie 11 Uhr 38 Minuten weitere Stöße folgten.

Wien, 16. Mai. In dem Archive des Städtischen Vorwands wurden 200 Briefe des Postlagers entdeckt.

London, 16. Mai. (Wollmarkt.) Wollpreise unverändert. Lebhaftige Beschäftigung.

Paris, 15. Mai. Nach einer Meldung aus Malungo ist General Dufosse von dort abgereist, um die Brigade Reingier zu inspizieren, die ihren Vorkampf fortsetzt. Zwischen Malungo und Maronay befinden sich 8000 Mann in Staffelformationen. Der Gesundheitszustand ist nach wie vor ein befriedigender.

Madrid, 16. Mai. Die Regierung hat angeordnet, zu verhindern, daß der Prinz Jaime-Bourbon, der Sohn des Don Carlos, welcher sich auf dem Wege nach Marallo befindet, in Spanien lande.

Die italienischen Landtagswahlen und Deutschland.

In der angesehenen Pariser Zeitschrift „La revue hebdomadaire“ veröffentlichte vor kurzer Zeit Georges Lainé eine große Reihe von Interviews über die politische und soziale Lage Italiens, die zweifellos vieles zutreffende enthalten, die aber nicht minder zweifellos darauf ausgeht sind, vor allen Dingen der gegenwärtigen Regierung und dem schlechten Verhältnis Italiens zu Frankreich die Schuld an den misslichen Zuständen beizumessen. So wie sie sind, können diese Interviews von den Gegnern Crispiers recht gut zur Abblatigation verwendet werden, und es ist ja sicher, daß die Franzosen diese Gegnern allen möglichen Erfolg, ihm selbst aber eine elatante Niederlage wünschen.

Diesem frommen Wünsche wird freilich die Erfüllung verweigert werden. Soweit sich die schon in lebhaftem Gang gekommene Wahlbewegung übersehen läßt, nimmt sie einen für Crispi günstigen Verlauf. Der Bauer, der von der übertragenden Persönlichkeit des greisen Staatsmannes ausgeht, wirkt besonders bei seinen engeren subalternen Landesleuten so stark, daß er in nicht weniger als neun Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt ist. Dazu kommt, daß Crispi, wie jeder italienische Minister, in der Kunst der Wahlbeeinflussung Meister ist. Dazu kommt aber ferner noch die Uneigentlichkeit und Schwäche seiner Gegner. Die Konserwativen zählen in ihren Reihen Männer, die in den letzten Jahren schwer kompromittiert worden sind; zudem fehlt ihnen die Unterstützung durch die Aristokratie, die sich mit Herrn Crispi verbindet haben. Die Radikalen haben in Oberitalien, ihrer eigentlichen Domäne, gerade in den letzten Wochen eine Reihe von Niederlagen erlitten, die lähmend auf ihre Kampfesfreudigkeit wirken. Die Sozialdemokraten endlich beweisen durch den Mangel an Kandidaten, daß sie noch keine große Rolle spielen können. Wenn sie den einen Kandidaten in 22, den anderen in 11 Wahlkreisen aufgestellt haben, so erinnert das lebhaft an die deutschen Wahlen von 1890, wo die Sozialdemokraten den „Genossen“ Schule in sämtlichen Rheinprovinzen, dem „Genossen“ Bachmann in sämtlichen westpreussischen Wahlkreisen aufstellten, und damit dokumentierten, daß sie in diesen Provinzen wenigstens noch keinen festen Boden gewonnen hatten. So werden also die Sozialdemokraten der italienischen Regierung keine großen Schwierigkeiten bereiten können, trotzdem sie 152 Wahlkreise in Angriff nehmen und trotzdem noch von den letzten Urwahlen der Stimmungsstoff genug vorhanden ist. Crispi wird über die ebenso wie über seine anderen Gegner einen vollständigen Sieg erringen.

Was aber dann? Und dieses „dann“ ist für uns Deutsche von größter Wichtigkeit, als der Wahlkampf selbst, der durch die Unentschiedenheit seines Ausgangs an Spannung verliert. Zunächst stellt sich Crispi durch die beschriebene rasche Wendung der parlamentarischen Tagung eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe haben, oder dann? Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind nach wie vor sehr schwach. In Südtalien ist der Bauernland im Aussehen, weil er durch das Ueberwiegen der Latifundien in die Erbde oder ins Ausland getrieben wird. In den Städten wiederum wächst das Proletariat, weil die geschäftliche Tätigkeit sinkt. Die größten Fabriken sind in den Händen von Ausländern, an deren Unpatriotismus für die Befreiung der italienischen Verhältnisse zu appellieren fruchtlos ist, ganz abgesehen davon, daß ihnen die italienischen wohlhabenden Klassen darin nicht mit gutem Beispiele vorangehen. Einen Mittelstand hat Südtalien kaum; dem Großgrundbesitzer und dem Großkapitalisten stehen der mittellose Bauer und der Arbeiter unmittelbar gegenüber. Die Unwissenheit und der Aberglaube in den niedrigen Ständen haben

sich nicht verändert. In Oberitalien ist die Sachlage nicht viel günstiger, wie die vorjährigen Urwahlen in Massa-Carara beweisen. Es wäre im höchsten Grade ungerath, dem Beispiele der Franzosen folgend, gerade die gegenwärtige Regierung für die bestehenden Mißstände verantwortlich machen zu wollen, aber das Wohlwollen gegen sie kann nicht dazu führen, daß man sich der Frage verliert: Wird die Regierung dieser Mißstände Herr werden können? und weiterhin für Deutschland nicht minder wichtige Frage: Wie wird sie der Mißstände Herr werden? Es ist klar, daß wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens sich nicht bessern, der Werts seiner Bundesgenossenschaft für Deutschland sich mindert. Denn abgesehen davon, daß nur eine kapitalistische Macht einen längeren Krieg erfolgreich führen kann, würde die Fortdauer der wirtschaftlichen Nothlage doch schließlich zu einer Stärkung der radikalen Elemente und bei deren belanntem Sympathien für Frankreich zu einer Forderung des Verhältnisses zwischen Italien und Deutschland führen müssen. Und dann kommt es eben darauf an, wie die Befreiung herbeigeführt wird. Wenn wirtschaftliche Reformen, eine Veränderung des Steuersystems, oder eine Vereinfachung des Verwaltungsmechanismus beibehalten werden, so föhrt das uns Deutsche gar nicht. Wenn aber diese Pläne fehlschlagen, so würde man höchst wahrscheinlich zu starken Erzipatimen an Heerevorn streiten und dann entweder die numerische Stärke der Arme oder ihre Schlagfertigkeit in Gefahr bringen. Alsdann würde Italien immer noch ein schäbbarer, aber doch minder gewidriger Bundesgenosse für uns sein als bisher.

Die gegenwärtige politische Constellation in Italien gibt aber noch aus einem anderen Grunde für Deutschland den Anlaß zu einer gewissen Sorge. Crispi wird in seinem Kampfe gegen die Konserwativen, Radikalen und Sozialisten von den Merikalen unterstützt. Gegenwärtig gebären sich die Ultramontanen zwar noch sehr uneigentlich, aber es ist in Italien wie anderwärts nicht ihre Art, Bestigungen zu thun, ohne Gegenleistungen zu verlangen. Schließlich werden sie ihre Bedingung präzisieren, und wenn ihr Einfluß wächst, so wird das nicht zum Vorteil Deutschlands sein, denn das deutsche Kaiserthum ist den italienischen Merikalen ebenso verhasst wie die „savoyische Häuberknecht“ unterm Ultramontanen. So meinen wir denn, daß die italienischen Wahlen wohl Anlaß geben, uns darüber klar zu werden, daß wir zwar nach wie vor Italien werth haben sollen, daß wir aber uns nicht gar zu sehr auf diesen Bundesgenossen verlassen dürfen, denn so vorthellhaft Bundesgenossenchaften sind: wenn man sie überdacht, wandelt sich der Vortheil in eine Gefahr.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser wird gleich von Sachsen aus die Reise nach Olmützen zur Jagd antreten. Er tritt Freitag, 17. Mai, früh Morgens mit dem Eisenbahnzug nach Olmützen ein, um über Dierode und Mühlwalde nach Brockwitz zu fahren. Es verläutet, der Kaiser werde in Thorn kurzen Aufenthalt nehmen, um die Schießplatz des neuen Artillerie-Schießplatzes in Augenschein zu nehmen.

\* In militärischen Kreisen verläutet, daß der Prinzregent von Bayern anlässlich seiner Theilnahme an der Norddeutschen Kaiserfeier den Kaiser einladen werde, in dem nächsten Jahre den bayerischen Marsch zu bejubeln und sein Gast in München zu sein.

\* Die vorgeschlagene Abend-Gesellschaft bei dem Finanzminister Dr. Wauel wird sehr zahlreich besucht. Unter Mitgliehdern des Reichstags und des Landtags waren der Reichstagsführer Fürst Hohenzollern, die meisten Mitglieder des Staatsministeriums, von inaktiven Staatsministern die Herren Dr. von Friedberg, von Stolch, Graf Herbert Bischoff, von der Diplomatie u. A. Der französische und türkische Botschafter, ferner Oberstleutnant Jell, Geh. Rath von Hanjemann, Geh. Rath Fremde, Beamte aus verschiedenen Ressorts u. s. w. anwesend. In seinem Zimmer brannte die neue Spirituslampe, welche großes Interesse erregte.

\* Wir waren bereits am Dienstag in der Lage, auf Grund ausgezeichneter Informationen die Gerüchte von dem Austritt des Staatssekretärs v. Voeltch als völlig aus der Luft gegriffen bezichtigen zu können. Heute nun lesen wir in der „Nordd. Allg. Ztg.“:

Ein der „Sächsischen Zeitung“ aus Berlin zugegangenes Telegramm signalisirt die folgenden Veränderungen in der Besetzung hoher Reichsämter:

Der Minister des Staatssekretärs von Voeltch gilt als sicher. Als Zeitpunkt wird der 1. Juli bezeichnet. Als Nachfolger kommen Freiherr v. Marschall und der Präsident des Reichs-Versicherungsamtes Vöbder in Frage. Sobald der vermuthete Wechsel in der Leitung des Auswärtigen Amtes vollzogen ist, wird, dem Vernehmen nach, Graf Herbert Bischoff wieder in den diplomatischen Dienst treten und einen Botschafterposten erhalten.

Die Mitteltheilungen entbehren, wie wir oben, jeder Grundlage und scheinen lediglich das Ziel zu verfolgen, Unruhigkeiten herbeizuführen.

\* Mit Rücksicht auf die Arbeiten der Justiz-Kommission hat man eine Zeit lang erwogen, ob es sich nicht empfehlen, den Reichstag nur zu verlagern, nicht zu schließen. Man ist, so schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“, von diesem Gedanken aber jetzt zurückgekommen; der Reichstag wird also geschlossen werden. Und zwar liegt zu hoffen, daß die wichtigsten Arbeiten bis Mitte nächster Woche erledigt werden werden, der Schluß der Session also zu diesem Zeitpunkt erfolgen kann.

\* Die „Nat.-Ztg.“ meldet, die Sachverständigen für Errichtung einer Ausgleichsstelle für die landwirtschaftlichen Kreditverbände treten Morgen in Berlin zusammen. Es sollen etwa 24 Herren aus allen Bundesstaaten eingeladen sein.

\* Ein interessantes Bild über die Entwicklung unserer Zuckerindustrie wird durch die dem sogenannten Zuckercongress in Berlin gegebenen statistischen Tabellen geliefert. Es können danach die Jahre 1871/72 und 1894/95 verglichen, was die Entwicklung innerhalb eines Zeitraumes von 23 Jahren überblickt werden. In dieser Zeit hat sich die Zahl der Zuckerraffinerien von etwas über 300 auf etwas über 400 vermehrt. Vervollständigt größer ist jedoch die Steigerung in der Produktion gewesen. Einem Quantum von 22,5 Millionen Doppelcentner verarbeiteten Rüben im Jahre 1871/72, betrug im Jahre 1894/95 gegenwärtig. Und noch größer war die Steigerung des gewonnenen Produkts. Von 1,8 Mill. Doppelcentner Zucker ist es auf 17,2 Millionen gekommen. Das letztere ist möglich gewesen, weil infolge der Entwicklung der Technik von Zucker zu Jahr ein kleineres Quantum Rüben zur Herstellung eines gleichen Quantums Zucker notwendig wurde. Während 1871/72 noch 12,07 Doppelcentner Rüben zur Herstellung eines Doppelcentners Zucker gebraucht wurden, hatte sich dieses Quantum 1894/95 auf 8,43 ermäßigt, was fogar 1887/88 schon bei 7,26 Doppelcentnern angelangt gewesen. Natürlich ist die Einwirkung von Zucker aus dem Ausland entsprechend der Steigerung der heimischen Produktion stetig zurückgegangen. 1871/72 betrug sie noch 497,55 Doppelcentner, 1894/95 nur noch 9242. Die deutsche Ausfuhr an Zucker hat sich dagegen ganz gewaltig gehoben. Die Ausfuhr von Rohzucker belief sich 1871/72 auf 140 000, im Jahre 1894/95 auf 5 670 357 Doppelcentner.

\* Der Gehalte einer vollständigen Vertragung des Landtags von Pflanzing bis zum Herbst war jüngst aufgetaucht, hatte aber auch Widerspruch erfahren. Gegen diesen Plan wurde namentlich der Umstand angeführt, daß schon frühere Landtage bis in den Hochsommer gearbeitet haben, es also nichts Ungewöhnliches wäre, falls der Landtag in dieser Zeit etwa bis zum August zu thun haben sollte. Auf eine solche Ausdehnung, macht man sich in den maßgebenden Kreisen gefaßt, weil man annimmt, daß die Kommissionsberathung des Stempelsteuergesetzes sich bis in den Winter hinein ausdehnen wird. Der Bericht darüber würde in den Pflanzingtagen fertiggestellt werden. Die zweite Lesung im Plenum soll erst nach den Eröffnungsfestlichkeiten des Nordostsee-Kanals in Angriff genommen werden. Einer Vertragung bis in den Herbst wäre nur das Wort zu reden, wenn eine Vorlage eingebracht würde, welche eine Verfassungsänderung bedingt und der vorläufigen Kommissionen bedarf. Der Finanzminister hat sich bei Gelegenheit der Abendgesellschaft, die am Dienstag bei ihm stattfand, dem Vernehmen nach gegen eine Vertragung des Landtags bis zum Herbst ausgesprochen.

\* In einer Polemik gegen Keritale und freiwillige Mätrler schreibt die „Nat.-Ztg.“: „Es würde uns auerlich bedauern, daß das Eingreifen des Minister-Schlichters an beiden Tagen der „Allgemeinen Deutsche“ nur eine vorübergehende Unterbrechung der preussischen Regierung, die wohl nicht ohne Füllung mit den anderen Bundesregierungen erfolgt sein wird, stattfand. Am Donnerstag wurde dem Centrum die Frage gestellt, ob es durch Nachgiebigkeit beizutreten seine Kommissions-Entscheidungen ein politisches Ergebniss herbeiführen könnte, da es dieses am Freitag und Samstag wieder ablehnte, so erfolgte die Erwiderung des Ministers, welche das Scheitern des Verständigungsversuches lenknotete.“

Oesterreich.

Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, ist gestern früh 8 1/2 Uhr, wie bereits telegraphisch gemeldet, mit der Militärdeputation in Wien eingetroffen, um dem Kaiser Franz Josef den preussischen Feldmarschallstab zu überreichen. Im Palmbote hatte ein Generalmajor des Infanterie-Regiments „Erzherzog Carl“ mit Fahne und Musik Aufstellung genommen. Um 8 1/2 Uhr traf Kaiser Franz Josef in preussischer Feldmarschalls-Uniform, über welchen das Band des Schwarzen Adler-Ordens, ein. Der Kaiser begrüßte die Anwesenden und zeichnete besonders den deutschen Vorkämpfer durch eine längere Ansprache aus. Das Eingreifen des preussischen Nationalhymne. Prinz Albrecht, welcher die Obersten-Uniform des 6. österreichischen Dragoner-Regiments trug, wurde vom Kaiser mit warmen Handdrück begrüßt und schritt dann zur Rechten des Kaisers die Front der Ehrenkompanie ab. Darauf stellte der Kaiser dem Prinzen die Erberzberger vor, deren Namen der Prinz die Hand reichte. Prinz Albrecht und Erberzberger Carl Ludwig umarmten und küßten sich. Dann gegenseitiger Vorstellung der Generale führ der Prinz, zur Rechten des Kaisers stehend, in offener Abgang nach der Hofburg, auf der Fahrt dorthin vom Publikum lebhaft begrüßt. Amittags 10 Uhr empfing der Prinz eine Offiziersdeputation seines 6. österreichischen Dragoner-Regiments und hierauf den deutschen Vorkämpfer Grafen zu Gulemburg. Mittags empfing der Kaiser, welcher preussische Feldmarschalls-Uniform angelegt hatte, die preussische Militärdeputation. Prinz Albrecht hielt eine Ansprache an den Kaiser und überreichte ihm den Feldmarschallstab, wie verläutet, ein „Herrn Grafen v. S. Majestät des Kaisers Wilhelm“. Im Laufe des Tages tauschte Prinz Albrecht mit dem Erberzberger Besuche aus. Am Abend fand beim Erberzberger Carl Ludwig von Oesterreich ein Dinner statt, welchem außer dem Prinzen Albrecht auch die Mitglieder der preussischen Militärdeputation, die Offiziere vom Ehrentrupp, der deutsche Vorkämpfer Graf zu Gulemburg und Generalin und Kass Vorkämpfer-Peronal bewohnten. Am Nachmittag stattete Prinz Albrecht der Erberzberger Maria Immaculata und der Herzogin Adelwande von Wotana, sowie den Ministern Graf Salnoh und von Kriegerhammer Besuche ab.

Mit Bezug auf die Mission des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig, schreibt die „Freie Presse“: „Der und Wolf Oesterreich-Lingars erlitten in der Sendung der preussischen Militärdeputation einen neuen Beweis jener unigen, bundesfreundlichen Beziehungen, welche zwischen den beiden Reichern und ihren Heeren bestehen, einen erneuten Beweis jener herrlichen Wehrverbänderschaft, welche die beiden Reiche verbindet. Indem Kaiser Franz Josef die Aufgaben eines preussischen Generalfeldmarschalls anlegte, welche ihm sein hoher und erlauchter Freund und Verbündeter verliehen, legt er in erhebender Weise Zeugnis von seinem innigen Bundesverhältnis ab, das allerdings seiner nichterlöschten Fröhenhaftigkeit bedarf, da es längst im Vergessen der Völker versinkt.“









[Nachdruck verboten.]

## Der Lüge Haat.

[44] Roman von C. von Wald-Bedwitz.

Abda hatte bei dem Anblick dieſer reizenden, unſchuldigen, blonden Kindergeſichtchen den Groll vergeſſen, welchen ſie gegen die Mutter im Herzen trug, ſie nahm die Blumen und küſtete die Kleinen herzlich. Waren es doch die Kinder ihres beſten Freundes, der ihr gerade jetzt in dieſer ſchmerzen Zeit wie ein innerſchütterlicher Fels im Meer erſchien, zu dem ſie — die arme Schiffsbrüchige — im höchſten Nothfalle ſich retten konnte, damit er mit Rath und That beiftehe.

„Wie herzlich ſie die Kinder küßt“, dachte Melitta eiferſüchtig, „natürlich — denn es iſt ja Dittos Fleiſch und Blut“, aber ſie überwand ſich und ſagte höflich:

„Sie wollten ſich für die Bombons bedanken, welche Sie ſo gütig waren, ihnen durch meinen Mann neulich vom Velle zu ſchicken.“

„Vom Velle? Ja ſo.“ entfuhr es Abda. Dieſer Velle lag ſchon ſo weit hinter ihr. Welche Ereigniſſe vollzogen ſich nicht zwiſchen jenem Tage und dem heutigen?

„Aber bitte, ſetzen Sie ſich.“ bat Abda endlich. In dieſem Augenblicke erſchien auch Sternfeld wieder, brachte den Kindern Bilderbücher und Süßigkeiten, ſie ſo am beſten beſchäftigt wiſſend. Melitta erkundigte ſich nach dem Befinden Argels; eine Unterhaltung bahnte ſich langſam an, wobei man die beiden Knaben nicht weiter beachtete.

Dieſe, das Bilderbeſehens müde, wurden dreierlei, ſchaueten neugierig in das Nebenzimmer und folgten Argels ſtummen Auforderungen, an ſein Lager zu treten.

„Ei, guten Tag, meine jungen Herren,“ begrüßte er ſie freundlich, worauf die Knaben ſich erſt lächelnd anſahen, dann laut auflachten. „Nun, ſeid Ihr denn keine junge Herren?“

„Nein, ha — ha — ha.“  
„Alſo kleine Mädchen?“

Die Blondköpfe wollten ſich ausſchütten vor Lachen. „Nein, Schweiſter Urſula iſt ein kleines Mädchen,“ ſagte der Eine, „aber wir nicht.“

„Und Schweiſter Kati auch,“ ſiel der Andere ein. „Ja, ja — das kann wohl ſein“, nickte Argel ernſteſten Geſichtes. Nun kamen die üblichen Fragen über Namen und Alter.

„Ich bin erſt viere und kann ſchon bis fünfzig zählen“, verſicherte Friß.

„Uns ich bis fünfzig und zehn“, meinte Carl.  
„Ha — ha — fünfzig und zehn giebt es gar nicht.“

„Doch — doch — nicht wahr — das giebt es, Onkel“ — er ſtockte — „ja, wie heißt Du denn?“

„Nochus Pumpernickel von Burtehude, heiße ich.“  
„Das iſt nicht wahr!“ — „Das iſt nicht wahr.“ Pumpernickel kann man eſſen und Dich nicht!“ „Nach Burtehude ſchickt man die ungezogenen Kinder, ſagt immer Teti —!“ „Ha — ha ha — Nochus Pumpernickel aus Burtehude —“ „das iſt nicht war. — Du neckſt uns nur, Onkel!“ —

„Sieh, ſieh“, ſagte Luze jetzt, „den kleinen Burſchen iſt es hier langweilig geworden. Hören Sie nur, gnädige Frau, wie flott vor: drinnen die Unterhaltung mit meinem Schwager geht. Kommen Sie; da müſſen wir doch einmal horchen.“

Sternfeld erhob ſich, Frau Malten blieb jedoch ſitzen. „Ich fürchte, Ihren Herrn Schwager zu ſtören.“

„Durchaus nicht, gnädige Frau,“ rief jetzt Dönſtrut vom Nebenzimmer her, „ich würde mich ſogar ſehr glücklich ſchätzen, wenn Sie ſich einmal nach einem armen Kranken erkundigen wollten.“

Melitta ſchrak zuſammen, das war die Stimme, welche ihr an jenem Abende ſo glühende Worte zugeflüſtert hatte. Sie zögerte noch immer. Ein mahnendes Klopfen ihres Innern hielt

ſie ab, jene Schwelle zu überſchreiten und dennoch — oh, ſie ſchämte ſich deſſen jetzt, hatte ſie doch gerade heute ein unbeſtimmtes Etwas hierher getrieben, weil ſie wußte, daß Argel eingetroffen war.

„Gnädige Frau, Sie ſind grauſam,“ ließ Argel ſich jetzt wieder vernehmen, „einem armen Invaliden, dem Zugenfreunde ihres Mannes, ſolche geringe Bitte abzuschlagen.“

Melitta ſtand von ihrem Platze auf. „Soll ich wirklich?“ wandte ſie ſich an Abda; doch dieſe, gleichſam als Antwort auf dieſe Frage, erhob ſich und ſchritt ihr voran.

Niedergelagerten Blickes, leicht erröthend trat Frau Malten an Argel's Lager. Jetzt aber ſchlug ſie die Augen auf und ließ ſie lieblich verſchämt auf dem Kranken ruhen.

„Wie bedauere ich Sie, Herr Dönſtrut, und doch müſſen wir Gott danken, daß Alles noch ſo glücklich abgegangen iſt, die liebevolle Pflege Ihrer Frau Schweiſter und unſere gute Kronenberger Luze werden ſchon zu Ihrer baldigen Geneſung beitragen.“

„Das hoffe ich, gnädige Frau, doch etwas Unterhaltung würde dem Werke der Heilung noch förderlicher ſein und dieſe wollten Sie mir eben hartherzig vorenthalten.“ „Bitte, nehmen Sie Platz, gnädige Frau, lieber Sternfeld, bitte, einen Stuhl. So, ſetzen Sie ſich Alle im Kreiſe ringsum — die beiden Jungens auch — und nun erzählen Sie mir etwas. Etwas Heiteres, etwas zum Lachen, die Kleinſtadt bietet ja dazu Stoff genug. Singt hier noch der Nachtwächter? — Wird es ausgeklungelt, wenn friſche Semmeln gebaden ſind?“

„So ſchlimm iſt es denn doch hier nicht mehr, aber, wenn die Frau Bürgermeiſterin einen neuen Gut trägt, ſo bringt der Moniteur de Kronenberg eine bezügliche Note“, lachte Melitta.

„Der Nachtwächter kann gar nicht ſingen,“ rief Frißchen, „aber ich.“

„So — nun dann ſinge einmal,“ bat Argel.  
„Ich auch,“ ſiel Carl ein.

„Nun dann ſingt alle einmal — was denn aber?“ fragte Melitta. „Vielleicht guter Mond, du gehſt ſo ſtille?“

„Ja, ja!“ — jubelten die Knaben und „Guter Mond“, klang es lieblich, von den feinen Stimmchen gejungen, durch das Zimmer.

„Reizend!“ — „Allerliebſt!“ Abda lobte die kleinen Sänger. Melitta, verſchönt durch den gerechten Mutterſtolz, hatte ihre Unbefangenheit bald wieder gewonnen und plauderte nun mit einer Ausgelaffenheit, welche allein ſchon genügt hätte, Argel's Entzücken zu erregen. Nicht einen Blick wandte er von der reizenden Geſtalt der jungen Frau, die noch nicht einmal zu wiſſen ſchien, welche bezaubernde Wirkung ſie auf die Männerwelt ausüben mußte, worin er ſich freilich erheblich täuſchte, denn Frau Malten wußte es ganz genau.

Während Abda mehr als ſtumme Zuhörerin dabei ſaß, beſchäftigte ſich Luze deſto lebhafter an dem Geſpräch und es wollte Argel ſcheinen, als ob die offene Gunt, welche die junge Frau ihm entgegenbrachte, ein wenig die Eiferſucht ſeines Schwagers erregte.

„Schon ſo ſpät!“ rief Melitta endlich, nahm Friß und Carl bei der Hand, empfahl ſich ſchnell und verſprach, ſich gelegentlich wieder nach dem Patienten zu erkun digen. Leicht und anmuthig ſchritt ſie zur Thür.

„Darf ich, gnädige Frau?“ ſagte ſie, ſich auf der Schwelle noch einmal koſett umdrehend. Abda mußte an den Augenblick ihres erſten Sehens denken, da hatte ſie auch ſo in der Thür geſtanden, hinter ſich eine farbige Portiere, ſie mußte dieſe Stellung beſonders bevorzugen.

„Gewiß,“ entgegnete ſie auffallend kühl, doch dies fühlend, ſetzte ſie ſchnell hinzu: „Es wird uns ſiets angenehm ſein.“

„Du, du, zwei von den Frauen ſo verwöhnte Schooßkinder wie wir, prallen leicht ein wenig aufeinander,“ neckte Argel den Major, als ſich Melitta und auch Abda entfernt hatten.

„Päckerlich!“ entgegnete Luze. „Aber weißt Du, mach ihr nicht den Hof, es ist wirklich nicht gut für sie, sie ist ein wenig zu empfänglich dafür.“

„Hahaha.“ lachte Arel, „das ist der wohlgemeinte Rath eines Rivalen. Habe keine Bange, ich komme Dir nicht in's Gehege.“

Sternfeld wurde ernster. „Wie kannst Du nur so etwas sagen? Still, meine Frau kommt.“

„Aha.“ nickte Arel vielsagend und begann lebhaft von den bevorstehenden Wahlen zu sprechen.

Am nächsten Tage fühlte sich Malten veranlaßt, seinem Freunde Dönstrut einen Besuch zu machen. Trat er ihm auch herzlich entgegen, so kennzeichnete, vielleicht im Gedanken an die Klagen und gleichzeitigen Bitten Abda's, doch ein gewisser Ernst sein Wesen.

Dies berührte Arel nicht angenehm, aber in Anbetracht der Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau ließ er sich dadurch nicht abhalten, ihm unbefangenen und freundschaftlich zu antworten.

Der Pfarrer schlug Arel vor, bei der nun kommendeu schönen Jahreszeit den Pfarrgarten fleißig zu benutzen.

„Das nehme ich dankbar an, um so mehr, da hier am Hause auch nicht ein Fleckchen Erde vorhanden ist, wo man sich einmal von der lieben Sonne durchwärmen lassen könnte.“

Malten ging, es dämmerte. Arel war allein im Zimmer und beschäftigte sich im Geiste mit dem, was seine Gedanken seit langem so lebhaft in Anspruch genommen hatte, mit Melitta. Wie entzückend schön war sie heute wieder gewesen, in ihrem Mutterglücke beinahe noch hinreißender als auf dem Valle.

Sternfeld war in sie verliebt, das stand fest — und Abda eifersüchtig — auch das war unumstößlich. Vor Weiben mußte er sich hüten — so lange seine Schwester eifersüchtig blieb, so lange hatte er einen Aufpasser weniger. Und Otto Malten? „Bah — ein Kind an Unschuld.“ Nichts sollte verrathen, welche Leidenschaft ihn erfaßt habe, sein Thun und Lassen mußte er so in der Gewalt haben, daß nur Melitta merkte, wie er für sie glühte.

### Chinesische und Japanische Arbeitskräfte in Neu-Kaledonien.

Es mögen ungefähr zehn Jahre her sein, daß die englisch-schottischen Kapitalisten ihre Stellenweise mit haarsträubender Kühnheit angelegten Nickelgalerien auf Neu-Kaledonien ihrem Schicksal überließen, und, nachdem das beste, zwanzig bis vierzig Prozent haltende Mineral herausgeklaut war, die ganze Geschichte den Franzosen zur Weiterführung übermachten.

Eine ähnliche Wandlung scheint sich gegenwärtig mit den Goldminen Südafrikas zu vollziehen, deren Aktien nach und nach aus englischen in französische Hände übergehen. Dies nur nebenbei.

Zu Anfang der Achtziger Jahre waren die Arbeitslöhne der Weissen auf eine außerordentliche Höhe gestiegen, indem ein gewöhnlicher Bergarbeiter im Afford fünfzehn bis dreißig Franken per Tag verdienen konnte. Die Spekulation hatte sich der Nickelmienen bemächtigt, und wie es bei diesen Anlässen immer geht: auf die Glanzperiode, um nicht zu sagen Schwindelperiode, folgte der übliche Ragenjammer. Die in französischen Betrieb übergegangenen Nickel- und Kobaltbrüche ertrugen auf die Dauer jene Arbeitslöhne nicht, und wenn auch das von der Strafverwaltung „gelieferte“ Arbeitspersonal ein bedeutend billigeres war, so mußte man sich doch noch anderswo nach Leuten mit bescheideneren Ansprüchen umsehen, indem auf die Eingeborenen nicht viel gezählt werden konnte.

Die Bergwerksdirektoren entschlossen sich daher, Chinesen einzuführen. Auswanderungsagenten wurden beauftragt, an der chinesischen Küste Arbeiter anzuwerben, was auch mit Geld und guten Worten in kurzer Zeit bewerkstelligt wurde.

So kamen einige Hundert der bezopften Menschenkinder mit schiefen Augen auf der Insel an und schienen auch anfangs den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Bald jedoch stellte sich heraus, daß die Gesellschaft arg betrogen war. Wie bekannt, genießt der Chinese eine gewisse Dosis Opium, dazu ist er ein leidenschaftlicher Spieler. Trotz strengem Verbote nahm der Opiumgenuß in erschreckender Weise überhand, und die in ungenügender Anzahl vorhandenen Muffe er konnten schließlich nicht verhindern, daß die Chinesen, anstatt zu schlafen, halbe und ganze Nächte durch spielten. Was unter solchen Umständen die tägliche Arbeitsleistung sein konnte, läßt sich denken.

Auch auf Melitta war dieses Zusammensein mit Arel Dönstrut von entschiedenem Einfluß gewesen. Sie hätte nicht Weib, in Sonderheit nicht ein für Männerjchönheit und deren Subligung so empfängliches Weib sein müssen, um das Interesse, welches Arel noch immer an ihr nahm, ohne es gerade durch Worte auszudrücken, nicht zu bemerken.

Seine Leidenschaft auf jenem Valle war also kein schnell verlöschendes Strohfeuer gewesen.

Seine Blicke, das gewinnende Lächeln, die aufmunternde Art, wie er ihr zuhörte, die Bitte, ihm bald einmal wieder Gesellschaft zu leisten, erschienen ihr als untrügliche Zeichen für ihre Annahme.

Aber hatte sonst jede Aufmerksamkeit, welche ihr von Herren wurde, ihre Eitelkeit geschmeichelt, sie in frohe Stimmung versetzt, so fühlte sie sich durch diese, ihr von Seiten Arel's gewährte, mehr beängstigt als beglückt, und dennoch sehnte sie die Zeit herbei, wieder mit ihm zusammen zu sein.

Hatte sie sich ihrem Manne gegenüber schon oft unverhohlen darüber ausgesprochen, wie groß ihr Gefallen an Herrn von Sternfeld sei, so behielt sie ihre Meinung über Arel jedoch für sich. Ein unbestimmtes Etwas, die Gewißheit, daß sie doch den harmlosen Ton dabei nicht treffen würde, hielt sie davon ab.

„Ein recht angenehmer Mann, soweit man bei einer so flüchtigen Bekanntschaft urtheilen kann,“ war das Einzige gewesen, was sie Otto antwortete, als dieser sie fragte, wie ihr sein Freund gefallen habe.

„Die Zeit hat uns auseinander gebracht, aber wenn das Leben ihn nicht von Grund aus verändert hat, so besitzt er trotz seines Leichtsinns ein gutes Herz,“ erzählte Malten beim Abendessen. „Da entsinne ich mich einer Geschichte, welche so recht charakteristisch für ihn war.“

„Die leichtsinnigsten Menschen sind im Grunde genommen oft die gutherzigsten,“ warf Melitta scheinbar gleichgiltig ein, während sie ihrem Söhnchen den Teller füllte. „Gegen die Kinder war er recht freundlich“, setzte sie ebenso hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bezahlung der Leute war im wesentlichen so eingerichtet, daß jeder Chinese nach Ablauf der, mit dem „Arbeiterlieferant“ vertraglich festgesetzten Frist bei seiner Rückkehr in China einen gewissen Betrag seines Lohnes einzuziehen hatte. Diejenigen nun, welche beim Spielen kein Geld besaßen, wählten sich einen „Bankier“, der ihnen einen Theil des Guthabens zu Spielzwecken vorschob. Diese Bankiers fanden bei der Sache ihre Rechnung, aber nicht immer in klingender Münze. An Zahltagabend nämlich artete das Spiel gewöhnlich in Schlägereien aus, indem die „Bankiers“ des Betruges beschuldigt wurden und sich dann mit dem Messer wehren mußten. So hatte der Arzt z. B. in einer einzigen Nacht funfundzwanzig verwundete Chinesen zu verbinden.

Im übrigen war die Lebensweise jener Chinesen die ihnen sonst eigenthümliche und es ist im allgemeinen bekannt, daß sie auch in der Fremde das für ihren einfachen Unterhalt nöthige aus China kommen lassen.

Die Erfahrungen, welche die Gesellschaft mit chinesischen Arbeitskräften machen mußte, waren also keine glänzenden, und die größere Anzahl der Angeworbenen mußten nach kurzer Frist wieder ins Reich der Mitte zurückgeschickt werden. Es ist nachträglich behauptet worden, die Rekrutierungsagenten hätten die chinesischen Gefängnisse „geplündert“, um ihren Verpflichtungen nachzukommen, was dahingestellt bleiben mag, da eine Untersuchung in China ohne Ergebnis blieb. Möglich ist auch noch, daß das nette „Arbeiterbataillon“ aus entsprungenen Soldaten und sonstiger fahrender Habe Chinas zusammengesetzt war. Trotzdem fehlte es nicht an rühmlichen Ausnahmen, und man trifft in Neu-Kaledonien jetzt noch vereinzelt Trümmer jener Truppe, welche als Gärtner, Weißwäscher oder Köche ihr Brot verdienen.

Die mit den Chinesen gemachten Erfahrungen hatten den Bergbauunternehmern in Neu-Kaledonien auf längere Zeit die Luft genommen, Afiaten kommen zu lassen, und man verlegte sich mehr auf die Rekrutirung von Eingeborenen aus den polynesischen Archipeln (Neue Hebriden, Salomons-, Fidjisch- und Sandwich-Inseln). Erst vor drei Jahren tauchte dann neuerdings das Projekt auf, Bewohner Afiens zur vertragsmäßigen Auswanderung zu bewegen. Ein Versuch, chinesische Arbeiter in größerer Zahl anzustellen, scheiterte jedoch abermals, und hierauf entschloß sich die Direktion der „Nickelgesellschaft“, Arbeiter in Japan anzuwerben und nach Monate dauernden Unterhand-

lungen kam wirklich ein Schiff mit siebenhundert japanischen Auswanderern in Neu-Kaledonien an.

Diesmal hatte man es nicht mehr mit einer undisziplinierten, asiatischen Bande zu thun, sondern mit einer richtig organisierten Auswanderungsgruppe, die ihre eigenen Chefs verschiedenen Grades besaß, welche die Interessen ihrer Untergebenen der französischen Gesellschaft gegenüber zu wahren hatten. Das thaten diese Chefs denn auch gewissenhaft, so daß es zu kleinen Meinereien zwischen den japanischen Führern und der Direktion kam, sobald diese ihren Vertragspflichten nicht genau nachkommen konnte oder — wollte.

Anfangs versprach man sich wenig von dem Versuch. Alles zuckte die Achseln:

— Diese kleinen, schwächtigen Männer werden nie im Stande sein, alle Tage drei bis fünfhundert Meter zu erklettern, oben bei drückender Hitze angestrengt zu arbeiten und dabei nur Reis und Thee zu genießen.

Das Betriebspersonal äußerte sich denn auch mit nur wenigen Ausnahmen ganz abfällig über die Leistungen der neu Eingewanderten. Wer jedoch am ehesten den Stab über die Fremden brach, waren gerade solche, die am unfähigsten waren, die für den Dienstverkehr nötigen ersten Ausdrücke der japanischen Sprache sich aneignen, während zahlreiche Japaner in wenigen Monaten ein leidliches Französisch fertig brachten. Japanische Arbeiter, welche in den ersten Tagen sich zu zwei und drei an einen Schubarren stellten, stachen nachträglich unsere stärksten Europäer im Transportiren von Lasten aus, so daß die abfälligste Kritik nach und nach einer bessern Meinung weichen mußte. Vier Japaner waren z. B. im Stande, eine unbequeme Last von zweihundert Kilogramm auf steilen Fußwegen in kurzer Zeit, und ohne andere Hilfsmittel als ihre Arme, auf Höhen von drei- bis vierhundert Meter zu tragen, e ne Leistung, zu welcher sonst sechs bis acht Europäer mit Stangen und Stricken nötig w ren.

Eine Eigenschaft, welche den Verkehr mit den japanischen Arbeitern sehr erleichtert und angenehm macht, ist ihre oft nur zu überschwengliche Höflichkeit. Ich kann mich keines einzigen Japaners erinnern, der dem Personal gegenüber unhöflich gewesen wäre. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen die Widerwärtigkeiten eines täglichen Dienstes mit seinen vielen technischen Ausdrücken und bei gleichzeitiger Unkenntnis der Sprache, erheblich gemildert werden. Bei dem verschlossenen Wesen des chinesischen Arbeiters ist das nicht der Fall.

In der ersten Zeit konnten sich unsere japanischen Auswanderer nur schwer dazu verstehen, ihre bisherige Lebensweise im Sinne der europäischen zu ändern. Außer Reis, eingemachten Früchten und getrockneten Fischen, deren Geschmack nicht jedem Europäer zusagen würde, wollten sie nichts zu sich nehmen; sogar zum Kochen von Fleischsuppe ließen sie sich anfänglich nicht herbei, ein im Kochen gewandter Sträfling mußte erst den japanischen Köchen Anweisungen geben und nach mehrtägigem Unterricht warfen die Letztern noch die Suppenknochen statt in den Kochtopf vor ihre Küche, zur Freude der zahlreichen Hunde, welche das Lager umschwärmten und uns des Nachts gelegentlich durch ihre konzertierte zur Verzweiflung brachten.

Die anstrengende Arbeit in den Bergwerken — man hatte die japanischen Auswanderer bis zu ihrer Ankunft in Neu-Kaledonien im Glauben gelassen, sie würden hier Landwirtschaft treiben — ließ sie bald erkennen, daß bloßer Reis keine genügende Nahrung bilde, und so gewöhnten sich die Leute von selbst an die europäische Kost.

Wie für die Chinesen, so wurden auch für die Japaner Nahrungsmittel und Kleidung aus ihrem Heimathland bezogen, wenigstens im Anfang. Auch unsere japanischen Arbeiter liebten das Spiel, aber nicht in dem Maße wie die Chinesen; jedenfalls beobachteten jene das Reglement besser, als diese es thaten. Ein Umstand kam uns sehr zu statten. Unter den eingewanderten Japanern befanden sich geschickte Handwerker verschiedener Berufsarten. Diese Spezialisten brachten entweder ihre Werkzeuge aus Japan mit, oder verfertigten das Fehlende in ihrem neuen Wirkungsbereiche.

Zum Schluß noch die Notiz, daß auch der japanische Arbeiter am Heimweh leidet. Es mußten in der That etwa fünfzig nach ein- bis zweijährigem Aufenthalte in Neu-Kaledonien wieder in ihre alte Heimath zurückgeschickt werden.

### Cirkusliebe.

Aus dem Holländischen überfetzt\*) von Friedrich Eich.

Quos vult perdere Jupiter dementat prius.

Warm ist es im Cirkus, sehr warm und voll. Die neue Schulreiterin zieht viel Publikum heran, und der Direktor glaubt bereits, daß jetzt die sieben fetten Monate begonnen haben, nachdem die frühern die traurigsten Ergebnisse geliefert und man beinahe zu der Ansicht gekommen war, daß in Rotterdam kein Cirkus bestehen könne.

Auch Dolf ist mit ein paar Freunden hingegangen. Er geht wenig aus und der Cirkus lockt ihn nie besonders, aber jedermann müsse Miß Kelly bewundern, behaupten seine Bekannten. Gut, er ist mit phlegmatischer Gleichgültigkeit gegangen, und nun er, b i den Ställen stehend, dem unruhigen Treiben zuschaut und zugleich einen Blick in die merkwürdige Welt hinter die Kulissen werfen kann, o, jetzt findet er es ganz amüßant, dieses eine Mal. Wie einige seiner Bekannten zwei-, dreimal in der Woche hingehen können, nein, das ist ihm ein Räthsel.

Hans und Franz haben bereits mit einem Biseur ein wenig geplaudert, einer jungen Reiterin ein Kompliment gemacht, mit einigen Clowns fade Witze gerissen, ein freimüthiges Büffetfräulein mit ihrem Geiste bekannt gemacht, und so weiter. Sie sind wie Kinder im Hause.

Dolf hält sich zurück; er fühlt wohl Lust ein wenig mitzuthun, aber er hat den Muth nicht dazu, er ist ziemlich unbeholfen und in der Kunst, mit dergleichen Leuten ein Gespräch über Nichtigkeiten zu führen, ein wahrer Stümper. Er folgt seinen Freunden in einem gewissen Abstände und lächelt ein wenig mit, er spielt den Statisten.

Wieder läutet die Glocke. Die Hauptnummer! Miß Kelly auf ihrem Vollblut; Mustapha, ein Prachtthier von mattbrauner Farbe, schreitet stolz in die Arena. Hände und Füße bewillkommen den Stern.

Dolf ist etwas munterer geworden; Kelly ist dicht an ihm vorbeigekommen, und sofort hat ihn ihre herrliche Erscheinung angezogen, ihre schönen, etwas melancholischen Augen, ja, die Augen hauptsächlich. Mit Andacht betrachtet er die elegante Figur und bewundert die ruhige Sicherheit, die vornehme Gelassenheit, mit welcher sie ihr feuriges Roß in der hohen Schule vorführt. „Ja, das ist schön, sehr schön“, pflichtete er offenherzig Hans bei, welcher ihn mit einem „Nun, was sagst du dazu, ein Prachtweib, wie?“ anstößt.

Kelly hatte einen enormen Erfolg; zwei-, dreimal kommt sie an Dolf vorbei, welcher sie stets schöner findet. Ein großer Strauß verdammt die Bewunderung des Publikums im Allgemeinen und eines fanatischen Anbeters im Besonderen.

Verschiedene Herren eilen ihr nach in ihr Ankleidezimmer, auch Franz und Hans, hintendrein sogar Dolf, ein wenig verwundert über seine eigene Reckheit, blind der Aufwallung des Augenblickes folgend.

Er erröthet ein wenig, als er mit einer kleinen Verbeugung, die Niemand sieht, den Raum betritt. Derselbe ist einfach und rumpelkammerhaft; ein paar Bilder sind an den Wänden mit Stecknadeln befestigt; ein Stück ordinären Spiegels, vor welchem allerlei Dosen und Töpfchen; zwei Stühle, begraben unter Häcken und Kleidern; eine Bank, auf welcher Schuhe, Tücher, ein Bierglas; ein paar Kistchen; eine Garderobe, durch einen fatalen Zufall das Unterste zu oberst gefehrt! Dolf findet es wohl etwas schlumpig, aber das Ungewöhnliche reizt ihn und namentlich: Miß Kelly, welche ihr Reitkleid soeben aufgekнопft hat, während sie mit einem allerliebsten Lächeln und verzogenen Mündchen dem Komplimentestreit zuhört. Bald hat sie davon genug; die Herren mühten sie entschuldigen, und sie nimmt den Hofmacher, welcher ihr am nächsten steht, bei den Schultern, um dadurch Bewegung in die enthusiastische Gesellschaft zu bringen.

Ladend, Cigaretten rauchend, begiebt sich der Schwarm hinaus. Jetzt erst, dicht bei der Thür, sieht Kelly Dolf stehen, und — vielleicht fällt ihr der Unterschied auf: der ernste Junge bei den Courschneidern — sie reicht ihm ihre Hand, indem sie lieb sagt: „Ich sehe Sie doch auch nachher? Nur eben umziehen.“

Dolf ist aufgeregt und wartet in Spannung; der Cirkus hat seine Anziehungskraft verloren, sogar das Licht scheint matter zu brennen, und wie sind die Clowns fade mit ihren abgedroschenen Witz!

Bald bildet sich ein Kreis bei dem Büffet; Kelly ist in

\*) Entnommen aus „Schetsen“ von Jean Valjean.



etnem sittfamen Kostüm erschienen und thront baselbst wie eine kleine Fürstin. Nein, Dolf müßte sich nicht in solchem Abstände halten; hier sei noch ein Stuhl für Mynheer, neben ihr. Einzelne blicken ärgerlich nach dem Neuling, welcher so begünstigt wird. Franz und Hans lachen, und necken Dolf ungeniert; der Günstling selbst fühlt sich nicht ganz behaglich, aber findet es doch herrlich. (Fortsetzung folgt.)

### Blüthenlese aus den lustigen Blättern.

Vom Katheder. Professor (vortragend): „Hierher gehört auch das bedeutendste satirische Lehrgedicht des Mittelalters, das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant, auf welches ich nächstens noch kommen werde!“

Schnell fertig. „Wie denken Sie über den Nordpol, Herr Leutnant?“ — „Ahh, — is ja Schwindel!“

Geistreiche Waldpoesie. Auf einem Ausflug in Gesellschaft fühlt sich Fräulein Marie, ein schwärmerisch veranlagtes Mädchen, durch den Zauber der Waldesstille zu dem bekannte Liede begeistert:

Wer hat dich, du schöner Wald,  
Aufgebaut so hoch da droben?

Kaum sind die ersten mit glöcklicher Stimme gesungenen Liedzeilen verklungen, da tritt, von der Gesellschaft bisher unbemerkt, der alte Förster Baumert hinter einer Baumgruppe hervor und bemerkt mit wichtiger Amtsmiene: „Den Wald, mein verehrtes Fräulein? Den hat mein früherer Vorgesetzter, der selige Oberförster Riesemeier, angelegt!“

Doppelt hält besser. Herr: Sie tragen ja heute zwei Schirme bei sich, Herr Professor! Weshalb denn das? — Professor: „Ja, sehen Sie, mein Lieber, ich bin immer so vergeßlich; wenn ich ausgehe, lasse ich gewöhnlich einen stehen.“

Auf der Eisenbahn. Passagier der 2. Klasse: „Ach Gott, ich bin ja in ein falsches Coupé gekommen.“ — Schaffner (im strengen Tone): „Ja, die Differenz muß bezahlt werden!“ — Passagier: „Ach, das ist mir lieb, dann zahlen Sie mir 3 Mark raus, ich habe ein Billet zweiter Klasse!“

Aus dem Tagebuch eines Cheveffimisten. Es liegt eine äußerst sinnige Symbolik in dem Brauch, daß man die Braut rechts, die Gattin links führt. Denn zuerst glaubt man meist, daß man was Recht's hat, während man später zu der Erkenntnis kommt, sie verdiene, daß man sie links liegen läßt.

Zu viel verlangt. Der Staatsanwalt hat drei Monate gegen Sie beantragt. Bereuen Sie Ihre Handlungsweise? — „Wah! Drei Monate un och noch bereuen!“

Zweideutige Entrüstung. Nach einer Zeitungsnacht hat die Stupfchina dem Erzönig Milan ein Fahrsgeld von 800 000 Franks bewilligt. Ein wahres — Lumpen-Geld!

Eine neue Würde. „Sie haben Ihrem Namen das Wort Kandidat“ vorgefügt. Da Sie um meine Tochter angehalten haben, so gestatten Sie mir wohl die Nachfrage: Als was für einen Kandidaten habe ich Sie anzusehen?“ — „Als einen Heirathskandidaten, Herr Direktor!“

Afrika-Reise des Parlaments. (In Tagebuch-Notizen des Abgeordneten für den Kreis Kalau.) 1. April 1896. So ist denn Bebel's Wunsch vom vorigen Jahre in Erfüllung gegangen: wir bilden eine Deputation zur Erforschung der Zustände in Afrika. Der ganze Reichstag begiebt sich auf die Fahrt, mit Ausnahme derjenigen Mitglieder, die durch allzu heftiges Reisefieber ans Bett gefesselt sind. Mehrere Minister und Staatssekretäre haben sich gleichfalls angeschlossen. Der Chef der Marine hat uns einen Kreuzer zur Verfügung gestellt, für den vor kurz zuvor zwei Millionen bezahlt haben, und morgen geht es los.

20. April. Wir passiren soeben den Suez-Kanal bei 35 Grad im Schatten. Der Abg. Ahlwardt hat bereits den Sonnenlicht bekommen und gederdet sich in Folge dessen wie ein Vernünftiger. Solche organischen Störungen werden bisweilen durch plötzliche Veränderungen der Temperatur hervorgerufen.

21. April. Noch immer steigt das Thermometer. Wir haben den zweiten Vizepräsidenten ausladen müssen, denn die Gefahr lag nahe, daß der Spann Feuer fangen würde.

24. April. Hoher Segang; überall Umsturz; die meisten Abgeordneten liegen krank in der Kajüte, nur etwa zwanzig bewegen sich auf Deck, und, wenn es hoch kommt, dreißig. Wir besprechen vergangene Ereignisse und kommen wiederholt auf den Fall Kose zurück.

4. Mai. Wir haben Bagamoyo gegenüber Zanzibar erreicht. Uns zu Ehren findet eine Parade der Garnison statt. Die Schutztruppe macht Parademarsch in Kompagniefrent, Ganzjügen, Halbjügen und Sektionen. Ich habe sonach den Eindruck, daß sich Afrika in schönster Ordnung befindet. „Sehen Sie“, sagte ein Regierungsrat zu Bebel, „Ihre Gewährsmänner taugen nichts, da sind unsere Gewährsmänner doch ganz andere Kerls!“

5. Mai. Herr von Scheele wird gesucht, aber trotz aller Scheel's Sucht der sozialdemokratischen Touristen nicht gefunden.

8. Mai. Die Thierwelt fesselt unser Interesse in hohem Grade. Der Gouverneur erklärt uns, daß der Löwe, das Krokodil und das Nashorn in diesen Gegenden gedeihen; „auch der Wolf kommt hier

fort“ setzte er hinzu, indem er offenbar Eugen Wolff meinte, der bekanntlich vor einigen Jahren durch Soden's Ausweisungsbefehl von hier fortgenommen ist.

11. Mai. Wie besuchen Dar-es-Salam, welches allgemein als das „Potsdam Afrikas“ gilt, weshalb es auch in den neueren Kolonial-Alten kurzweg als Dar-es-Potsdam bezeichnet wird. Eugen Richter meint, die afrikanischen Potsdamer wären eigentlich wir Abgeordneten, da uns nach den Ergebnissen des Etats jeder Deutsche in Afrika jährlich zehntausend Mark kostet. Ein kleine gegangener Plantagenbesitzer sagte uns: „Ich kam mit einem stattlichen Kapital hierher und hoffe ein Sans Souci zu finden, — jetzt bin ich selbst sans six sous.“

12. Mai. Der Kriegsminister betont, daß Ost-Afrika eine große Zukunft habe, da es sich vermöge seiner flächenartigen, auf viele Meilen durch feinerlei Vegetation unterbrochenen Bodengestaltung vorzüglich zu Truppenübungsplätzen eigne.

14. Mai. Wir erfahren zu unserem Bedauern, daß es allen Bemühungen zum Troz immer noch nicht geglückt ist, den Sklavenhandel gänzlich zu unterdrücken. Die Schwarzen werden zwar nicht mehr verhandelt, aber doch noch von Zeit zu Zeit verfloppelt.

16. Mai. Heute trat bei unterer Heidegesellschaft Proviantmangel ein. Wir erlegten schließlich ein altes Straußen-Männchen, das wir uns zum Abendessen braten ließen. Ich habe als gedienter Parlamentarier gewiß schon manchen harten Strauß im Reichstag erlebt, einen so harten indeß noch nie!

20. Mai. Einige Handels-Karawanen, denen wir beglückwünschten, brachten untern Gewerbenovellisten Sätze auf eine sublimen Idee; er will nämlich den Karawanen den Gewerbetrieb im Umherziehen untersagen. In diesen Gedanken hat er sich demmaßen verbißen, daß er fortwährend behauptet: das Kameel muß seßhaft werden! Als wir einen Karawanenführer von der Absicht unseres Kollegen Mittheilung machten, sagte er: „Er soll uns in Frieden lassen, es ist hier ohnedies vor Sätze nicht auszuhalten!“

22. Mai. Einer der Vorstände des Kolonialamtes hat sich erkälte und muß beständig niesen. Dies hat zur Folge, daß andauernd Sudanenien aus der berühmten Familie „Gadisi“ herbeigelaufen kommen, um ihre Dienste anzubieten. Auf so einfache Weise gelangt man hier zu Lande zu Geschäftsverbindungen mit den Ureinwohnern.

26. Mai. Wir besuchten das Hinterland, welches nach der hier geltenden Wendekreissordnung von einem Preußischen Sandtrah verwaltet wird. Das betreffende Gebiet ist sandiger als die Sahara und fast so sandig als die Niederlausitz. Einer unserer Koloniegegner meinte: „Dieser Sand ist direkt Wasser auf unsere Mühle!“

1. Juni. Wir halten unsere Untersuchungen für abgeschlossen und wollen morgen die Anker lichten. Die Regierung wird uns im Zickzack-Kurs nach der Heimath zurückführen. Man muß doch endlich einmal von Afrika zurückkommen!

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Was sollen wir unsern Töchtern zu lesen geben?

Wenn das Mädchen die Schule verlassen hat, wird es zwar schon zu den Erwachsenen gerechnet, aber die Rechte derselben werden ihm in mancher Beziehung noch keineswegs eingeräumt. So verzieht z. B. die Mutter den modernen Roman, den sie in ihren freien Stunden liest, vor ihrer Tochter oder verbietet ihr wenigstens, denselben zu lesen; auch der Bezug von Büchern aus der Leihbibliothek ist ihr nicht gestattet, und die Zeitung des Vaters hat kein Interesse für sie. In dieser Beziehung sind die dem Schulzwange entwachsenden Mädchen in der That übel daran. Zur Abhilfe dieses Uebelstandes erscheint zu rechter Zeit ein Buch, das jede Mutter ihrer Tochter vertrauensvoll in die Hand geben kann. Es ist dies die von Helene Stöckl herausgegebene **Mädchenbibliothek** *Freia*, von der soeben der 2. Band erschienen ist. Der Inhalt dieses wie des früher erschienenen 1. Bandes ist ein sehr reichhaltiger und gediegener. Allgemeinen Beifall dürften folgende von Schriftstellern ersten Ranges verfaßte Arbeiten finden: Annas Roman (eine spannende Erzählung) — Ernst von Wildenbruch (ein interessantes Lebensbild des Dichters mit seinem Porträt) — Verbittage in Abazia (dem Sommeraufenthalte der deutschen Kaiserfamilie) — Die Zwillingsschwester (ein dramatischer Scherz für zwei Mädchen) — In strenger Schule (Aus dem Leben Fanny Lewalds) — Das Märchen von der Caritas — Neues aus Oper und Schauspiel (Besprechungen von Humperdinck's „Hänsel und Gretel“, Hebbels Nibelungen-Trilogie &c.) — Wollte schön sein, und du bist es! (eine geistreiche Klauderei). Dazu kommt noch eine ganze Anzahl von stimmungsvollen Gedichten, scharf pointirten Sinnprüchen, launigen Einfällen, allerlei Beschäftigungen u. s. w. Bei der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts muß der wohlfeile Preis von 2 Mark für den elegant gebundenen und illustrierten Band, der auch in Bezug auf Papier, Druck und Einband die vornehmsten Ansprüche befriedigt, geradezu überraschen. Die Verlagsbuchhandlung von **Levy u. Müller** in **Stuttgart**, von der das Werkchen ebenso bezogen werden kann wie von jeder andern Buchhandlung, hat mit der „Mädchenbibliothek *Freia*“ ohne Zweifel einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen, und es ist daher dem dankenswerthen Unternehmen der reichste Erfolg zu wünschen.